

chen. Für einen Dichter wie Frisch galt die Faustregel: Je privater die Prosa, desto größer ihr Anrecht auf öffentliches Interesse. Und je direkter ein Text Politisches diskutiert, desto mehr wird es zur Privatsache des Bürgers Frisch. Also erzählt Frisch in seinen späten Werken wieder vom Individuum auf der Suche nach der Selbstverwirklichung, von der leidenden Kreatur zwischen Liebe und Tod, von Erfüllung und Enttäuschung, von Sehnsucht und Verzweiflung.

»Sein Deutsch war«, wie Reich-Ranicki urteilte, »wie der Stil anderer großer

Schweizer, etwa Robert Walsers, von etwas Linkischem, vom Unbeholfenen oder scheinbar Unbeholfenen nie ganz frei. Es mag aber sein, dass gerade das, was von manchen als störend empfunden wurde, seiner Diktion zu ihrer herben Zartheit verholfen hat und zu jener Qualität, die sich kaum überschätzen lässt: Frischs Sprache erweckt Vertrauen.« Und Günter Grass erinnert sich: »Mir hat er, neben vielem, aus langer Rede einen leicht stotternd, deshalb wiederholt gesprochenen Satz als Rat hinterlassen: Nicht weise werden, zornig bleiben.«

*Eckhard Fuhr*

## Dem Reinheitsgebot verpflichtet

**Der neue Literaturpreis »Von Autoren für Autoren«**

*Zum ersten Mal wurde der Lübecker Literaturpreis verliehen. Ohne den sonst bei den zahlreichen Preisen üblichen Blick auf den Markt bleiben hier Dichter unter sich. Günter Herburger ist der aktuelle Preisträger.*

«Lieber Günter Grass, ich danke sehr, dass ich den Lübecker Literaturpreis als Erster erhalte. Außerdem ehrt es mich, dass er von Dichtern für Dichter ausgewählt wurde. Wie sehr viel früher waltet dadurch eine Art Reinheitsgebot, das ist wunderbar...« (Günter Herburger).

Literaturpreise werden von Akademien, von Städten, von Rundfunkanstalten, von Stiftungen, von Unternehmen, vom Börsenverein des deutschen Buchhandels vergeben. In den Jurys sitzen Kritiker, Verleger, Professoren, Redakteure, Lektoren. Es soll in Deutschland schätzungsweise 1.500 Literaturpreise geben, die Stipendien und Stadtschreiberstellen eingerechnet. Nur einen aber gibt es, bei dem die Dichter unter sich bleiben. Er ist Ende Januar mit der Vergabe an Günter Herburger in Lübeck aus der Taufe gehoben worden, was, wie Oberbürgermeister Bernd Saxe in der



**Eckhard Fuhr**

(\* 1954) ist Korrespondent für Kultur und Gesellschaft der Zeitungen *Die Welt* und *Welt am Sonntag*. Zuletzt erschien im Berliner Taschenbuch-Verlag: *Wo wir uns finden. Die Republik als Vaterland*.

[eckhard.fuhr@welt.de](mailto:eckhard.fuhr@welt.de)

traditions gesättigten Kulisse des Scharbauseales der Stadtbibliothek frohlockte, die Stadt an der Trave für einen Moment zur literarischen Hauptstadt machte. Der Preis trägt tatsächlich den an einen biederen Werbeslogan erinnernden Namen »Von Autoren für Autoren« und soll künftig alle zwei Jahre immer dann verliehen werden, wenn der Thomas-Mann-Preis, den die Stadt zusammen mit der bayerischen Akademie der Schönen Künste vergibt, nicht in der Hansestadt, sondern in München

vergeben wird. Unbeirrbar arbeiten Lübeck und seine Kulturstiftung an der Nachhaltigkeit ihrer Präsenz im literarischen Leben. Denn darauf zielt ja auch der neue Preis, auch wenn er stolz für sich reklamiert, eine Art Gegenprogramm zum Literaturbetrieb zu sein.

Mit dem Preis ist so etwas wie ein lübisches Reinheitsgebot auf dem Feld der Literatur ins Leben getreten. Es besagt, dass der Literaturbetrieb mit seinem ganzen umtriebigen und betreiberischen Personal aus Kritikern, Verlagsleuten, Agenten und Sponsoren von der Entscheidungsfindung ausgeschlossen bleibt. Es fiel in Lübeck auch das böse Wort von der »Kritikermafia«. Kein Schielen auf den Literaturmarkt soll die reine literarische Denkungsart und den Geist ehrbaren Autorenhandwerks beeinträchtigen. Hier soll niemand »aufgebaut«, hier sollen keine Stars kreierte, hier soll nicht zu buchhändlerischen Eroberungsfeldzügen geblasen werden. Ausgedacht haben sich das im Dachstübchen des Günter-Grass-Hauses die Teilnehmer des Lübecker Literaturtreffens, zu dem Grass seit 2005 jedes Jahr etwa zehn Schriftsteller der mittleren und jüngeren Generation einlädt, damit sie sich, abgeschildert von der Öffentlichkeit, in einem Werkstattgespräch über ihre aktuellen Arbeiten austauschen können. In diesem Jahr nahmen Sherko Fatah, Olga Flor, Eleonora Hummel, Eva Menasse, Norbert Niemann, Knud Romer, Fridolin Schley, Jens Sparschuh und Tilman Spengler teil. Die letzten beiden deuten darauf hin, dass der Generationenbegriff bei dieser Auswahl ein weit gespreizter ist.

Nicht zufällig erinnert das Verfahren an die Gruppe 47 seligen Angedenkens, aber die Ähnlichkeit hat doch ihre Grenzen. Das Lübecker Treffen kann – und will auch gar nicht – in die politischen und literaturpolitischen Fußstapfen von Hans Werner Richters »ambulanter Hauptstadt der deutschen Literatur« treten. Über deren Repolitisierung wären zwar manche Teilnehmer

nicht unglücklich. Im Vordergrund steht aber das Handwerkliche. Und eines will Günter Grass unter allen Umständen vermeiden: dass Kritiker und Verlagsmenschen die Vorherrschaft gewinnen. Das, sagt er, sei eine schlimme Fehlentwicklung der Gruppe 47 gewesen.

### **Dem Gedächtnis auf die Sprünge helfen**

Allerdings: Das Traditionsbewusstsein stärken und dem kurzen Gedächtnis der literarischen Öffentlichkeit auf die Sprünge helfen, das will man in Lübeck schon. Deshalb wird der neue Preis – dessen Preisgeld die Teilnehmer selbst stiften, in diesem Jahr 7.500 Euro – ausdrücklich an Autoren der älteren Generation verliehen, die unverdient mehr oder weniger in Vergessenheit geraten sind. Auf die Wahl des Preisträgers, sagt Grass, nehme er keinen Einfluss. Zum Reinheitsgebot tritt also die Idee eines literarischen Generationenvertrages. Die Jungen oder noch nicht ganz so Alten geben denen etwas zurück, auf deren Schultern sie ruhten.

Im Falle Günter Herburgers trifft das Bild des Generationenvertrages nicht ganz, denn ein Dichter im Ruhestand ist er nicht. Vor kurzem ist der 78-jährige nach langen Jahren in München und im heimatlichen Allgäu, wo er 1932 in Isny geboren wurde, wieder nach Berlin gezogen. In der Hauptstadt hat er, wie er sagt, »ziemlich schnell« seinen neuen Gedichtband *Ein Loch in der Landschaft* geschrieben. In dem Gedicht »Hauptstadt« heißt es: »Am Spreeufer werden Sandschlösser gebaut, Kaiser haben nur drei Augen und kurze Hälse, falls sie bröckeln. Linnenweiße Gastronomie verteilt Datenhelme. Auf Bolzstreifen entstehen Galerien und ein kleines Trianon, die Trockenkinos der Kioske sind umzäunt«. Und dann: »Ach, Vorpommern, Getreidefelsen, Wäsche im Korb, Radios spielen für Fräuleins im Turm.« Wie aus den Kreide-

felsen wohl die Getreidefelsen geworden sind? Mit solchen überraschenden Verfremdungen treibt Herburger immer wieder den Strom der Bilder voran und gibt ihm abrupte Wendungen. Unbeirrbar ist er unterwegs zu den abenteuerlichen Rändern der Sprache. »Wo Herburger auftaucht«, sagte Tilman Spengler in seiner Laudatio, »da ist Bewegung« und nannte den Preisträger »einen erleuchteten Hasen«.

2008 erschien von Herburger *Der Kuss*, 2004 *Schlaf und Strecke*, 2001 die Reise-Novelle *Humboldt*, eine Collage aus Fotos und Texten. Er dichtet und dichtet, könnte man sagen, vor allem aber muss man sagen: Er läuft und läuft, denn das Laufen, das Marathonlaufen, das Extremlaufen in den unwirtlichsten Gegenden dieser Welt, das ist seit 30 Jahren die Leidenschaft Herburgers und das zentrale Thema seiner Literatur. Doch seit er Anfang der 80er Jahre mit *Lauf und Wahn* das Genre der Laufliteratur, der Selbst- und Welterkundung im Lichte körperlicher Grenzerfahrungen begründete, lief er auch aus dem Lichtkegel der öffentlichen Wahrnehmung davon. Manchen fällt zu Herburger auch heute

noch zuerst der Titel *Die Eroberung der Zitadelle* ein. Die 1972 erschienene Novelle wurde von Bernhard Wicki verfilmt: Deutscher Schriftsteller schlägt sich in Italien mit Gelegenheitsarbeiten durch und findet durch proletarische Schicksalsgenossen zum Kampf gegen die Ausbeuter. Herburger, der sich damals bei der DKP engagierte, schwamm kurze Zeit im Hauptstrom des intellektuellen Zeitgeistes, aber das war die kürzeste Etappe seines langen Laufes, auf dem es, so sagt er, beim Marathon wie bei der Literatur immer darauf ankomme, »über den Schmerz hinweg zu laufen«.

Herburgers Werke erscheinen in sorgfältig gemachten Ausgaben im kleinen *A 1 Verlag* in München. In seiner Nische findet der Autor zu außergewöhnlicher und eigensinniger Produktivität. An ihm hat der Preis in idealtypischer Weise seinen Zweck erfüllt, in den Hintergrund getretene Stimmen der deutschen Literatur wieder zu mehr Resonanz zu verhelfen. Es muss sich nun zeigen, ob das Korsett der Preiskriterien nicht zu eng geschnürt ist. Auf Anhieb fallen einem nicht allzu viele Namen ein, die sie erfüllen – älter, ein wenig in Verges-

senheit geraten, aber wichtig und interessant. Jürgen Becker etwa, der Jahrgangsgenosse Herburgers, wäre ein Kandidat. Soll, auch in Auflagen zu messender, literarischer Erfolg ein Ausschlusskriterium sein? Können also etwa Uwe Timm oder Friedrich Christian Delius den Preis »Von

Autoren für Autoren« nie bekommen? Die Teilnehmer des Lübecker Literaturtreffens werden sicher nicht formalistisch an die Sache heran gehen. Sie werden ihre Lektüreerfahrungen wie ihre Lektürelücken befragen. Man darf auf den nächsten Preisträger gespannt sein.

Rüdiger Dannemann

## Folk, Ästhetik, Philosophie

Bob Dylan wird 70

Rüdiger Dannemann

(\* 1949) ist Philosophieprofessor, Mitbegründer und stellv. Vorsitzender der Internationalen Georg Lukács-Gesellschaft. Arbeitsschwerpunkte u.a.: Kritische Theorie und westlicher Marxismus; ästhetische Probleme der populären Musik.

ruedannemann@arcor.de



Ein ehemaliger US-Präsident, Bill Clinton, stellte vor einigen Jahren fest: »Bob Dylan hatte wahrscheinlich mehr Einfluss auf die Menschen meiner Generation als jeder andere Künstler.« Diese außergewöhnliche Wirkung hat Dylan nicht nur Sympathien eingebracht, weder in der Öffentlichkeit noch im Privatleben.

Die große Schar der manchmal manischen Fans hat auch Flurschäden ange richtet. Im Roman eines 1984 geborenen deutschen Autors wird von den Qualen berichtet, die es für einen Heranwachsenden bedeuten kann, wenn sein alleinerziehender Erzeuger als (einzige) Leidenschaft Dylan aufweist und ernsthaft behauptet: »Bob Dylan hat auf alles eine Antwort«. Die Obsessionen seiner Fans und Exegeten haben die Nicht-Eingeweihten staunen lassen: der Dylan-Fan, der zu jedem Konzert (sagen wir mal in Deutschland) fährt, sich mit anderen Fans (inzwischen Mitte 50) trifft, »um heißen Punsch zu trinken und in ir-

gendwelchen miefigen Hallen in Düsseldorf oder Oldenburg Songs über Freiheit und Protest mitzusingen«, ist nicht sexy, er nervt.

Natürlich ist das von Benedict Wells in seinem Roman gezeichnete Bild ebenso faktengetränkt wie ungerecht. Wie sehr die skizzierte Karikatur, die der Autor übrigens später selbst ad absurdum führt, an dem Phänomen Dylan vorbeischießt, zeigt bereits ein Blick auf die letzthin veröffentlichten »Witmark Demos«. Der kaum mehr als 20-jährige Dylan spielte 1962/64 für seinen Musik-Verleger mehr als 40 Titel ein, die für ein Musiker- und Komponistenleben schon ausgereicht hätten. Mit den schnell zu Klassikern werdenden Frühwerken wird das Genre der *Singer and Songwriter* etabliert. Es findet in Dylan seinen *primus inter pares*, dem unzählige »neue Dylans« folgen werden.

Dylans »The Times They Are A-Changin'« wird paradigmatisch bis zu Obamas Wahlkampagne. Und die Hymnen des weltverändernden Protests gegen Rassendiskriminierung, ideologischen Patriotismus und die amerikanischen Kriegslords sind erst der Anfang. In einer Serie bahnbrechender Rockalben generiert Dylan einen neuen Typus der Rockmusik, der ihn auch zum Liebling der Kritiker und Intellektuellen werden lässt. Von »Bringin' It All Back